

## Opponentengutachten zur Diplomarbeit

**Alena Jakubcová: Rose, oh reiner Widerspruch... Ausdruck und Funktion der philologischen „Möglichkeit“. ÚGS FF UK 2010, 120 s.**

Die Arbeit geht vom Wandel der Auffassungen von „Wirklichkeit“ und „Möglichkeit“ in den Weltbildern und Poetiken der Moderne aus und interpretiert den immanenten Begriff der Möglichkeit in zwei Schlüsselwerken der modernen Prosa – Carl Einsteins *Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders* (1912) und Max Frischs *Mein Name sei Gantenbein* (1964).

Die Grundthese der Diplomandin ist, dass in der modernen Philosophie sowie Literatur – und insb. in den interpretierten Werken – nicht nur die Aristotelische Auffassung von Möglichkeit (als „modale Möglichkeit“) zur Geltung kommt, sondern dass eine Erweiterung zur ‚reinen Möglichkeit‘ als Charakteristikum der erlebten Wirklichkeit bzw. der menschlichen Existenz vollzogen wird. Dabei verfolgt die Darlegung in allen Kapiteln zunächst die lexikalische und motivische Ebene des „Wortes“, weiterhin die der Weltanschauung und –darstellung („Weltsicht“), der Struktur und Thematik der lit. Texte („Struktur&Thema“) und schließlich die der Kommunikation zwischen Autor, Leser und Text („Menschenmöglich“). Auf allen diesen Ebenen versucht die Diplomandin insgesamt drei Manifestationstypen der „Möglichkeit“ nachzugehen: der „Mannigfaltigkeit“, der „offenen Unbestimmtheit“ und der „leeren Unbestimmbarkeit“.

Bereits die einleitenden Bemerkungen zur „Motivation, Methoden und Charakter der Diplomarbeit“ machen auf zwei grundlegende Probleme dieser in der Themensetzung sowie der eigentümlichen Durchführung ambitionierten Diplomarbeit aufmerksam: die Komposition und die Deutlichkeit der Gedankengänge. So wird zunächst das Anliegen deklariert, „aufgrund der konkreten Textanalyse der literarischen Werke ... die »Möglichkeit« auf allen Werkebenen zu charakterisieren“ (10) und das entgegengesetzte Verfahren, „von einem Begriff aus beginnend“, abgelehnt, weil sie nur „zum Bejahen bzw. Verneinen des vorab bestimmten Begriffs“ (ebd.) führte. Trotzdem – und etwas verwirrend – wird den interpretativen Kapiteln („Ausdruck und Funktion der »Möglichkeit«“, 28-110) eine Begriffsdiskussion vorangestellt („Voraussetzung der »Möglichkeit«“, 12-27), in der auch die oben erwähnte und v.a. aus Jürgen H. Petersens Studien übernommene Grundthese präsentiert und implizit als wegweisende Interpretationsrichtung angegeben wird: in Philosophie und Literatur der Moderne wird der Konflikt zwischen starren (konventionellen, wissenschaftlichen) Wirklichkeitsbildern und dem erlebten Leben thematisiert. (Diese These wird übrigens in allen Kapiteln wiederholt und mit Zitaten aus recht unterschiedlichen Quellen belegt – es wäre eher angebracht, den wiederholten Rückgriff zu meiden und einschlägige Ausführungen in die einleitenden Passus zu konzentrieren.) Der „neue“ Begriff der Möglichkeit wird hier als eine Antwort auf die (erneute) Krise des Wirklichkeitsbegriffs um 1900 eingeführt mit einem Verweis auf Heideggers Auffassung von Möglichkeit als Existenzial und ihre Variation bei Petersen (Begriff der „reinen Möglichkeit“): Möglichkeit als die grundlegende Bestimmung der menschlichen Existenz und Weltsicht. Hier wäre es angebracht, die Begriffsgeschichte zu besprechen: kommt nicht eine analoge Auffassung von Möglichkeit etwa bereits bei Schelling vor?<sup>1</sup> Statt dessen wird auf die unterschiedliche Verwendung des Begriffs in den Theorien der möglichen Welten hingewiesen – jedoch ohne dass die Mannigfaltigkeit dieses theoretischen Feldes reflektiert würde: Nicht alle seine Vertreter gehen von der Annahme der aktualen Welt als privilegierte „stabile Gegebenheit“ (20) aus und es kann gewiss nicht ohne Weiteres behauptet werden, dass hier durchweg die Möglichkeit „auf ein Sprachspiel reduziert“ (ebd.) wäre.

---

<sup>1</sup> Die Möglichkeit als wesentlicher Bestandteil der vor-Struktur des Seins in der *Urfassung der Philosophie der Offenbarung*, vgl. Art. Möglichkeit in *Enzyklopädie Philosophie*, hg. von H. J. Sandkühler, Hamburg 1999, Bd. 1, S. 866f.

Es ist der Diplomandin nicht immer gelungen, die Richtung der Gedankenführungen und den Sinn mancher Exkurse deutlich zu vermitteln; öfters ist der Leser auf die Vervollständigung des lediglich Angedeuteten oder thesenhaft Behaupteten hingewiesen. Das betrifft z. B. die Ausführungen über die Etymologie (13f): Warum lehnt sich die Diplomandin gerade an die Gottsched'sche These der in der Sprache inhärenten und etymologisch aufzudeckenden „wahre[n] ursprüngliche[n] Bedeutung der Wörter“ an und welche Funktion hat dieser Passus im Argumentationskontext? Oder: Entspricht die im Kap. 1.4. angesprochene Möglichkeit, die der rezeptiven Aktualisierung/Konkretisierung des Textes durch den Leser immer inhärent ist, tatsächlich der Wahrnehmung der „literarischen Welt der »Möglichkeit«“ (26) – sprich der „reinen Möglichkeit“ (nach Petersens Terminologie)? Bezieht sich dieser Befund der Rezeptionsästhetik nicht auf Textwahrnehmung allgemein?

Mit dem Abschnitt „Das Wort als »Möglichkeitsträger«: Wunder, das Geschichte macht“ (28-34) eröffnet die Diplomandin den textanalytischen zweiten Teil der Arbeit. Überzeugend werden hier anhand der Belege aus beiden interpretierten Romanen lexikalische Mittel vorgestellt, die die Möglichkeit (konkret: Mannigfaltigkeit, Mehrdeutigkeit, Modalisierung des Rede- und Handlungs-Status) zum Ausdruck bringen. In folgenden drei Passus werden die „»Möglichkeit« sprachlicher Bilder“ (35-39), die „»Unbestimmbare[n] Leerstellen«“ der Texte (40-42) und die „Weltsicht“ der Moderne (43-47) besprochen. Hier wendet sich die Diplomandin wiederum von den Romantexten ab, greift die Ausführungen des 1. Kapitels auf und versucht sie weiterzuführen. Im Wesentlichen gelingt es im rezeptionstheoretischen Abschnitt (40ff): von der Ingardenschen Unbestimmtheit wird ein Schritt zur textuell angelegten „Unbestimmbarkeit“ gemacht – die entsprechende begriffliche Leistung etwa der Dekonstruktivisten wird aber weder hier, noch bei der erneuten Thematisierung der „Unbestimmbarkeit“ (46f) erwähnt. Warum die textstrukturelle Anlage der interpretativen Unbestimmbarkeit schließlich nur mit „den Auslassungspunkten“ der Aposiopese (50) verbunden werden sollte, bleibt ungeklärt. Insgesamt zweifle ich an der Schicklichkeit der Positionierung erwähnter Textpassus (35-50); ihre Integration in den ersten Teil der Arbeit sowie eine deutlichere Unterscheidung des Theorie- und des Explikationsteil wären nicht nur leserfreundlicher, sondern auch hinsichtlich einer klaren Entfaltung der Thesen günstiger.

Der gleiche Vorbehalt kann auch bezüglich der in die Mitte der Diplomarbeit eingefügten „Kritischen Auseinandersetzung mit der studierten Sekundärliteratur“ erhoben werden. Das in der Überschrift Deklarierte wird aber kaum zufriedenstellend realisiert: erwähnt werden v.a. Petersens Studien (1978, 1991), in denen er seinen Begriff der reinen Möglichkeit auf *Bebuquin* sowie *Gantenbein* applizierte. Außer diesen zwei Texten werden nur noch zwei weitere genannt – N. Bubners *Gantenbein*-Studie und K. Hillers „Bemerkungen zu *Bebuquin*“. Die geäußerte Kritik an der „unpräzisen Verwendung des Begriffs »Möglichkeit«“ in der *Gantenbein*-Literatur sowie an den vereinfachenden Lektüren schlägt fehl: ihre Gegenstände (für *Gantenbein* etwa die älteren Interpretationen von Stanzel, Gockel oder Marchand) werden nicht herangezogen, sowie die neuere Forschungsliteratur 'nach Petersen'. Zu besprechen wären insbesondere: die *Bebuquin*-Interpretationen in R. Riechert: *Carl Einstein* (1992) oder J. Sabel: *Text und Zeit* (2002) ebenso wie die *Gantenbein*-Studie in S. H. Kern: *Die Kunst der Täuschung* (2004). Auch die bisherige literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit der 'Möglichkeit' wäre erwähnenswert: an erster Stelle etwa Blumenbergs *Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans* (1969).

Die eigentlichen Interpretationen (60-80, 81-103) stellen die gelungensten Teile der Diplomarbeit dar. Trotzdem habe ich auch hier einige Einwendungen zu vermerken: Die deklarierte werkimmanente Interpretationsmethode wird in den Interpretationskapiteln nicht konsequent beibehalten: vgl. etwa die autobiographistische These, *Bebuquin* „lässt den Leser in die Seele Einsteins sehen“ (66). Wenn im gleichen Kapitel behauptet wird, dass sich die „»moderne« Literatur ... der „gelebten“ Welt“ (61) nähert, ist fraglich, ob gerade der damit

hervorgehobene (Alltags-)Lebensbezug tatsächlich mit Einsteins Konzept der „artistischen Imagination“ (Es. *Vathek*, 1910) tatsächlich zu vereinbaren ist.

Die motivische Analyse von *Bebuquin* (65-68) nennt zwar richtig die zentralen Motivfelder der Spiegelung, des Sehens und der Verwandlung, widmet sich jedoch nur kurz dem Spiegel-Motiv (66f.), ohne auch ihn ausführlicher im Text zu belegen und komplex zu kommentieren. Das anschließend als „Parallele“ herangezogene Stück *Der gestiefelte Kater* wird zwar ausführlich angesprochen (67), der Vergleich mit *Bebuquin* wird aber letztlich nicht explizit gemacht; die angesprochene Analogie besteht darüber hinaus offensichtlich in einer Spiegelungs-Textstruktur und wäre eher im Rahmen des einschlägigen Kapitels unterzubringen. Die Verwandlungs- und Sehensmotivik werden schließlich anhand von zwei kurzen Zitaten angesprochen, eine eingehendere Textanalyse bleibt auch hier aus.

Zu bemängeln ist auch die Vermengung der Rezeptionsästhetischen Einsicht, dass „das Geschriebene ... kein Endprodukt“ (76) ist, und der im Roman explizit ausgedrückten Indefinitheit (Motto: „Es kann auch anders endigen“). Die Tatsache, dass *Bebuquin* „ständig auf andere »Möglichkeiten«“ (ebd.) verweist, zeugt offensichtlich von einer anderen Art von Unbestimmtheit als der des Begriffs Ingardens. Etwas einfach wird auch mit dem Begriff des Realismus gearbeitet: dass die realistische Prosa „keine transzendierenden Verweise“ (77) bieten würde, scheint gerade in Bezug auf die deutsche Realismus-Debatte des 19. Jahrhunderts, in der Begriffe wie Idealrealismus, Realidealismus usw. eine zentrale Rolle spielten, etwas schematische Feststellung zu sein.

Die Interpretation von Frischs *Mein Name sei Gantenbein* (81-103) halte ich für das stärkste Kapitel der Arbeit. Sie geht von der Charakteristik des erzählenden Ichs aus, das „den bloß-fiktionalen Charakter aufgegeben“ (81) habe (auch diese Feststellung ließe sich allerdings deutlicher und textnäher erörtern), und der Ambivalenz des Titels. Der motivanalytische Teil fokussiert die Motive des Sehens und der Blindheit in ihren mannigfaltigen, häufig paradoxalen Kontextualisierungen und Bedeutungen; die Motivik des Schweigens ist treffend als ein Faktor der „Unbestimmbarkeit“ erwähnt, im einschlägigen kurzen Absatz bedient sich jedoch die Diplomandin lediglich einer unkommentierten Auflistung von „Beispielen“ textueller Evidenz des Motivs. Der Hinweis auf Hermes als Personifizierung von Mehrdeutigkeit (87) wäre wohl besser dem motivanalytischen Teil anzuschließen. Ansonsten ist Charakteristik der Romanstruktur - ausgehend von der Darstellung des Bildes von Pompeji als Schlüsselstelle - prägnant, schlüssig und geschickt belegt: Frisch bedient sich eines „Kamera“-Blicks (88ff), in dem jeweils diverse „Möglichkeiten“ (von Redeweisen, -status, Rollen usw.) in- und nacheinander exponiert werden. Die Ausführungen zur „Weltsicht“, die insbesondere die Funktion des „Ich“ als Kristallisierungs-(bzw. Öffnungs)-Punkt der Identitätsproblematik verfolgt, sind argumentativ gut ausgestaltet, nur ließe sich die Umkehrung der bisher durchgehaltenen Stichpunkt-Folge (92f., 94f.) begründen. Die abschließenden Ausführungen über Gantenbein als den „›blinden Sehenden‹ und ›sehenden Blinden‹“ (100) führen überzeugend und auf der Höhe der gegenwärtigen Interpretationsdebatte zu der Schlussbetrachtung des Romans, der „von ›Rollengeschichten‹ zu der abschließenden Schilderung des »Lebens«“ (102) schreitet.

Den Interpretationsteil schließt ein bündiger Vergleich beider Romane ab. Der zentralen These, der zufolge *Bebuquin* eine „ideale Ausgestaltung“ der „»Möglichkeit«“ darstellt, während *Gantenbein* eine „erzählerische“ präsentiert (103), wird aber ihre Distinktionsleistung dadurch entzogen, dass sie einerseits durch austauschbare, andererseits durch inkommensurable Argumente untermauert wird: Die Ambiguität der Einzelmotive und die nicht-klassische Struktur gelten offensichtlich für beide Texte. Wenn *Bebuquin* als „Abbild von Carl Einsteins Philosophie“ charakterisiert wird, wäre zu fragen, ob und inwiefern analoger Schluss auch für Frischs *Gantenbein* (nicht) gezogen werden könnte. Und umgekehrt

müsste dargelegt werden, ob und warum das ‚Wie‘ des Erzählens in *Bebuquin* in Bezug auf lit. Vermittlung der „Möglichkeit“ als weniger ausschlaggebend betrachtet werden sollte.

Das Schlusskapitel fasst noch einmal die Tendenz der modernen Literatur zu ‚offenen‘ Formen zusammen. Hier wird stellenweise die **deskriptive** Beschreibung des Wirklichkeitsbegriffs-Wandels in der modernen Kultur- und Philosophie-Geschichte teilw. nur mit **programmatischen** Aussagen belegt: Waldens Behauptung „... Wichtig ist zu fühlen“ legitimiert aber noch nicht die etwas schematische These, in der Moderne trete das „assoziativ-intuitive Ge-fühl [?] ... an die Stelle der erkennenden Vernunft“ (107). Abgesehen davon spricht das Schlusskapitel eine bedeutende Frage an: die nach einer allgemeinen, der Vermittlung von „Möglichkeit“ in offenen Formen moderner Literatur adäquaten Lese(r)haltung. Die Diplomandin plädiert für eine offene Lektüre, die die Ambiguität der Texte nicht als Sinnlosigkeit, sondern als ein facettenreiches Sinn-geschehen wahrnimmt. Fraglich bleibt, ob auch diese Ausführungen nicht besser in den theoretischen Teil der Arbeit zu integrieren wären. Weder sie, noch das frei reflektierende „Nachwort“ bieten das, was der Arbeit meines Erachtens nach fehlt: eine klare konturierende Zusammenfassung der Ergebnisse der durchgeführten Forschungen und Interpretationen.

Das sprachliche Niveau der Diplomarbeit ist sehr gut; nur vereinzelt tauchen grammatikalische oder syntaktische Fehler auf (z.B. „... aus literarischen Werken, auf den sich die Diplomarbeit gründet“, 28). Manche Formulierungen sind in Wortwahl oder logischem Aufbau verwirrend (z.B. der Kreisschluss auf S. 11, Z. 12-14). Stellenweise fungiert die Textsyntax nicht: wenn etwa auf S. 16, Z. 10 von „dieser Weltsicht“ gesprochen wird, ist nicht ganz klar, worauf sich das Demonstrativum bezieht.

V. a. die eigentümliche typographische Markierung diverser Verwendungsweisen von Begriffen sowie der Einsatz des Bindestrichs haben eine stellenweise sehr schwer lesbare, fast esoterische Ausdruckweise zur Folge – z.B.: „Eine be-grenzte „Wirklichkeit“ gibt keine »Wirklichkeit« wieder. *Schlechte Augen* bezeichnen etwas »wirklich« Daseiendes als „unwirklich“, wenn es der ein-Deutigkeit widerspricht und mit dem gebildeten ›vor‹-Bild der Welt als „Wirklichkeit“ nicht übereinstimmt.“ (74) Schließlich gehen diese und ähnliche Ausführungen auf die wiederholte Bestätigung der These Petersens vom modernen Roman als „epischer Vermittlung der reinen Möglichkeit“ (Petersen 1991, 45) aus, es ist aber nicht klar, inwieweit sie evtl. darüber hinausgehen (wollen).

Die Formalien der philologischen Arbeit beherrscht die Diplomandin offensichtlich gut. Nur einige Zitatangaben stimmen nicht, z. B. in der Anm. 8 auf S. 23 ist das mit H. Friedrichs Äußerung übernommene sekundäre Zitat aus Rousseau nicht markiert.

Unglücklich finde ich die Auswahl der teilw. als Überschriften verwendeten, teilw. den Kapiteln nachgestellten Mottos. Das Abschließen der *Bebuquin*-Interpretation mit einem ausführlichen Zitat aus Coelho's *Der Alchymist* (80) scheint mir mit Hinblick auf die - freilich individuell zu beurteilende - literarische Qualität beider Texte die Leistung der vorangehenden Ausführungen eher zu devalvieren.

**Fazit:** Trotz der angeführten Einwendungen ist festzuhalten, dass die Arbeit von einer eingehenden und selbständigen Beschäftigung mit der thematisierten Problematik zeugt. In manchen Einzelthesen (insbes. in den Interpretationen) bereichert sie die gegenwärtige Diskussion; bezüglich der Klarheit der Ausführungen, der Gesamtkomposition sowie der argumentativen und inhaltlichen Ausgestaltung der Einzelteile lässt sie zu wünschen übrig. Deswegen empfehle ich die vorgelegte Diplomarbeit zur Verteidigung und schlage die Note *gut* (dobře) vor.

In Prag, den 12. 9. 2010

Mgr. Štěpán Zbytovský, Ph.D.